

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1948**

34/35 (25.3.1948) Oster-Beilage

# OSTERN 1948

NUMMER 34/35

„SÜDDEUTSCHE ALLGEMEINE“

OSTER-BELAGE



Derjenige, der eine Reise vorhat, greift nach einem Buch. Er hat das Gefühl, auf einer Bahnfahrt endlich einmal allein zu sein. Im Stehen oder im Sitzen. Es wird aber nicht mehr irgendein spannendes, leichtes Buch sein, sondern man wird nach etwas Kräftigem, kurz Gefaßtem greifen, das, wie gute, das Kranke verteilende Tropfen genommen, anregt, beschäftigt nachwirkt, tröstet. Und so kam es wohl, daß man aus dem kleinen, mühsam wieder erworbenen Buchbestand ein Bändchen in die Tasche steckte: Immanuel Kants Schrift vom ewigen Frieden. Es ist im Laufe der letzten Jahre in so manchen Zeitschriften und Broschüren immer wieder der oder jene Abschnitt daraus gedruckt worden. Aber gibt es nicht Bücher, die, gering an Umfang, wie Laotsees kaum 90 Seiten umfassendes Lebenswerk, die Geister aller Erdteile bewegt haben? Und gehört die Schrift des berühmten Königsberger Philosophen, der 1804, 80 Jahre alt, starb, nicht zu den Büchern, die endlich eine ganze Welt bewegen sollten, bevor sie sich wieder dem dunkel drohenden Abgrund Krieg nähert und sei es auch nur, um finsternen Gesichtes von Neuem in ihn hinabzuzustarren? Die Sätze der Schrift sollten, gleich stetigen Tropfen, auf das harte Gestein menschlicher Unvernunft herabfallen, um es auszuhöhlen; denn diese Ueberlegungen eines Weltweisen sind von einem gesunden Menschenverstande eingegeben, sind Ueberlegungen, die auf Grund praktischer Erwägungen von einem haarscharfen kühlen Denker gewonnen wurden, sind keine die Realitäten leugnenden Träumereien, sind wohlgebaute klare Grundsätze der Einsicht. Sie müßten in jedem Schulbuch stehen, müßten auswendig gelernt werden in frühester Jugend, in den Schulen aller Völker. Sie sind ebenso wichtig wie die Moralthesen der Religion, ja, wenn man es mit der Wahrhaftigkeit hält — und wir, die so vielfach Betrogenen und leicht zu Täuschenden streben ja heute mit Inbrunst nach ihr — sie sind vielleicht noch wichtiger, denn nur eine vernünftig gewordene, einigermaßen friedliche Welt kann die Erfüllung christlicher Grundgedanken ermöglichen. Wenn in einem modernen Epos einer, der den Krieg kennt, einem Jüngeren, der vom Gott der Schlachten spricht, bitter entgegnet: „Ja . . . Helm ab zum Beten, daß der Schuß gut sitzt, dem Gegner das Gehirn zerschmettert wird“: — Wer kann darauf etwas erwidern, das solche Bitternis entkräftigt? Kann man sich als Christ bekennen und von neuem die entsetzlichste Zerstörung anrichten, Städte gleich steinernen Riesen zerschmettern, daß ihre Gliedmaßen nicht einmal mehr kenntlich sind, nicht nur Gegner auslöschen, sondern mit ihnen zugleich Unschuldige, werdende jeden Alters?

Mit solchen Gedanken sitzt man im Abteil eines Zuges auf der Reise und hat das Bändchen auf dem Schoß, die Schrift mit den schön gesetzten altertümlichen Buchstaben: „Traktat vom ewigen Frieden.“ Wagt es kaum zu öffnen, denn der Titel allein schon setzt alle zweifelnden und hoffenden Gedanken in heftigste Bewegung.

Man sieht sich im Abteil um. Was die Schrift enthält, geht alle Menschen an, auch die die da dicht gedrängt im Gang stehen oder zusammengepreßt auf den Holzbänken

sitzen. Da ist ein Musiker mit seiner jungen Frau. Er hat am Abend vorher in einer zertrümmerten Stadt gespielt. Die Notenbände liegen auf seinen Knien. Er blättert darin. Beide sprechen von dem Konzert. Es habe in einem grauen, häßlichen Raum stattgefunden, aber wie andächtig seien die Menschen bei einer so ernsten Musik, einem Quartett gewesen und wie schön sei es doch, daß es wieder Abende gebe, an denen die wilden, gejagten Gedanken der Menschen an den goldenen Fäden der Musik durch das Labyrinth der Tage zu Harmonien hingelenkt würden, die diese Gedanken wenigstens für einige Stunden bändigten und zur Ruhe brächten.

Gegenüber in der Türecke sitzt ein schmales Bäuerlein im schwarzen Sonntagsanzug und schmaucht sein uraltes Pfeifchen. Er erzählt der ihm unbekanntem Nachbarin, daß er dem Sohn entgegenfahre, der aus der Kriegsgefangenschaft komme und wie übergücklich er sei, daß er nun auf dem kleinen Hof wieder arbeiten dürfe, während doch so manche, die in die Heimat zurückkehrten, weder einen Vater, noch einen Hof vorfänden, sondern nur fremde Menschen und fremde Häuser. Wie dankbar war das Bäuerlein, wenn er, die Pfeife zwischen den Zahnlücken, beim Rauchen vor sich hinlächelte. Von Zeit zu Zeit holte er die große silberne Uhr an der dicken blinkenden Kette aus der Westentasche. Man sah es seinem Gesicht an, er dachte: Schon wieder dem Sohn um fünfzig Kilometer näher! Und dann wendet er sich plötzlich zu seiner Nachbarin: „Zwei Buben sind gefallen . . . Ja . . . ja . . .“ Er schweigt

danach. Die Frau nickt auch nur mit dem Kopf, und in beider Stillesein ist mehr, als in irgendwelchen Worten, die sie sagen könnten. Es ist das stumme Leid aller Welt darin.

Frauen und Männer im Abteil sehen müder aus als der Landmann, um dessen braunes Gesicht und den kurzen Bart ein Felderwind zu gehen scheint, in dessen blinzelnden Augen ein Abglanz der Sonne ist. In jedem der anderen Gesichter ist eine Lebensgeschichte eingeschrieben, die eigene und die allgemeine: Ertäuschung, Angst, Entbehrung, Sorge, Verzweiflung, Dumpfheit. Jedem ist es anzumerken, daß er bessere Tage gesehen hat und was heißt das anderes, als ruhigere, menschenwürdigere; denn ob einer mehr hat als der andere, darauf kommt es wahrhaftig nicht an. Ein friedliches, einigermaßen harmonisches und vernünftiges Leben ist noch nie an Geld und Gut gebunden gewesen, wenn man nur das Nötige zum Dasein hatte und über das Nötige hinaus einen kleinen Ueberschuß für Freuden bescheidener Art; ganz nach jedem Gelüst.

In der Ecke am Fenster ein junger Monteur. Er fährt einer großen Stadt zu, um dort bei der Aufstellung einer Maschine zu helfen. Er hat gerade seinem Gegenüber davon erzählt. Eifrig liest er nun in einer technischen Zeitschrift. Er trägt seine alte, graue, sauber gewaschene und gebügelte Soldatenjacke, die ihm, ohne die blanken Knöpfe und Tressen, so gut zu Gesicht steht. Auf dem Bahnsteig hatte man ihn schon gesehen. Da sprach er mit einem jungen amerikanischen Soldaten, einem hochgewachsenen blonden Jungen, dem das Schiffchen so keck auf dem Kopf saß und der so herzlich lachen konnte, so kindlich als der Deutsche ihm den hochbepackten Rucksack abnehmen half.

Wieder fielen die Blicke auf die Kantsche Schrift und die roten Buchstaben mit ihren Verschnörkelungen, der Originalausgabe sorgsam nachgebildet.

Da verwandelten sich plötzlich, als man die Augen schloß, in den sorgenden Gedanken die Gestalten und die Gesichter im Abteil. Der junge Monteur trug wieder Stahlhelm und Gasmaske und hinter ihm tauchten in langen Reihen Gesichter vieler Nationen mit Stahlhelmen und Gasmasken auf. Die gesunden, kräftigen Beine des Jungen verschwanden, ein Paar Holzstümpfe streckten sich vor. Die rechte Hand am Rand der Zeitschrift wurde gelb, hölzern, mit blinkenden Scharnieren statt der Gelenke, und aus den schattenhaften Reihen hinter ihm starrten Krücken und grinsende Schädel. Das Bäuerlein war zusammengefallen, eisgrau, die Augen sahen ins Leere, ohne Sonne, ohne Hoffnung wie die fahlen Gesichter ringsum, noch einmal vom Todesengel überhaucht, erstarrt und fratzenhaft, die Pfeife lag am Boden zwischen verbrannten Notenblättern.

Als man von solcher Vision erwacht, die Augen wieder aufschlug, kam ein Sonnenstrahl durchs Fenster. Das Bäuerlein nahm gerade seinen Rucksack und während der Zug im Halten war, strahlte er über das ganze Gesicht: „So“, sagte er, „nun wollen wir ihn holen und Ostern feiern!“

Da stammten die großen alten roten Buchstaben auf den Knien freundlich und tröstend empor und man strich mit der Hand zärtlich und beschwörend über den Buchdeckel. M. G.



Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Joh. 1, 11

Dieser viel zu wenig bekannte Christus stammt aus der Stiftkirche in Coppenberg in Westfalen. Das Bild ist eine Kopie „Des Antlitz des Gekreuzigten“, Bildwerke westfälischer Kunst entnommen. Herausgeber: Anna Bargas Verlag Christophorus Verlag Freiburg i. B. In dem Text von Augenweert steht der schöne Satz: „Bist wenn die Welt den Gekreuzigten angenommen hat, wird sie auf den Sinn des Kreuzes stoßen die Auferstehung, die siegelte Liebe!“

# Der Heilige und die Nachtigall sangen abwechselnd



Als wir vom Zuge aus, es war schon Abend, die fernen Lichter Assisis auftauchen sahen, lag es nicht, wie ich erwartet hatte, auf der Kuppe des Berges, sondern langgestreckt und funkelnd wie ein Diadem an seiner Stirn. Wir waren in der rechten Verfassung, um die wunderbare Stadt zur Osterzeit zu betreten. Im Zuge, wo wir vier Reisegefährten allein im Abteil saßen, hatte ich vorgelesen vom Bruder Wolf von dem Engel, der Franziskus durch einen Strich des Regenbogens die Süßigkeit des Himmels hatte kosten lassen: von dem Falken, der ihn zur Mette weckte, und von seinem Gottvertrauen; als er nicht wußte, was der Herr mit ihm vorhabe, ging er an einen Kreuzweg, ließ einen seiner Brüder sich herumdrehen, schnell und immer schneller, wohin beim Siebenbleiben sein Gesicht wies als Franziskus „Halt“ rief, dahin wanderten sie.

Dann gingen wir durch die nächtliche Stadt. Durch ein Portal kommen wir auf einen weiten, steigenden Platz mit Arkaden auf beiden Seiten. Am Ende, wo ein mageres Lämpchen glimmt, ragt die Kirche auf und ein Flügel des großen Franziskanerklosters. Der Platz ist still, dunkel, einsam. Eine Katze blüht uns mit Phosphorstrahlen an. Wir steigen gewundene Gassen hinauf, gehen über Stiegen, zwischen hohen, stummen Gebäuden hindurch und wieder bergan durch steile Engpässe. Die Häuser stehen terrassenförmig übereinander. Wir klettern treppauf, treppab, aufs Geratewohl.

Assisi enttäuschte mich sehr. Man bringt bestimmte Vorstellungen mit, die durch Erzählungen und Bilder in einem geweckt worden sind. Ich hatte die Stadt noch nie auf einer Photographie gesehen, wohl aber bei Giotto. Er stellt sie auf seinen Fresken mit ein oder zwei Häusern dar. Im Geiste habe ich mir noch viele hinzugeschildert und auch Kirchen, lauter frische, bunte, mittelalterliche Bauwerke, rötlich und hell, mit zauberem Schmuck, einem runden Berg beieinander mit Zinnen, Türmen und Türnen. Als ich dann sah, daß Assisi den Berg entlang lag, war das die erste Enttäuschung. Und die zweite, daß die Häuser schmutzig waren, farblos, hutzelig, sehr alt und verkommen. Die Läden vor den Fenstern waren verschlossen. Es gab da zugemauerte Spitzbögen, die Dachpfannen lagen regellos, an den Türen fehlte der Anstrich. Und dann der Staub auf den Fensterrahmen, auf den Schwellen, Staub überall. Zwei Finger dick. Ich hoffe sehnlich, daß sich morgen bei Sonnenschein alles anders gibt.

Es ist klostermäßig still, als wohnt hier niemand. Wir wenden uns zur Kirche der hl. Klara. Dann und wann sehen wir in einem bergabwärts führenden Gäßchen

über die Dächer hin das Tal von Assisi. Es ist dunkel wie schwarzer Samt. Einige Lichter blinken gleich Perlen herauf. Hinter den Bergen schimmert noch ein Hauch vom bleichen Licht des vergehenden Tages. Hoch über uns liegt, düster gegen den Sternenhimmel, der runde Buckel des Berges Subiaco.

Wir kommen an einem niedrigen Haus vorbei. Durch die offenstehende Tür fällt Licht. Wir sehen hinein. Ein Mann in Herdsärmeln sitzt da und spielt Gitarre. Ein Kind singt mit klarer Stimme ein Tanzlied.

In einer Türnische steht ein junger Geistlicher und ein beleibter Herr. Sie zeigen einem Bauern und zwei Frauen etwas in der Ferne. Ich frage ein wenig unsicher, weil ich doch kein Italienisch kann, in einem aus allerhand Sprachen gemischtem Wortsalat: „Bitte, Herr Signor, voulez-vous nous indiquer la Chiesa Santa-Chiara.“

„Francesco?“ fragte der dicke Herr. „Non, Flamando“, antwortete ich pffiffig. Lustig ist solch ein kleines o. Man braucht nur französisch zu sprechen und es hinten daranzuhängen, so hat man es gleich!

„Vous parlez français“, fragte der Geistliche, worauf meine Schwester, als sie hörte, daß er französisch sprach, meine Frage wiederholte. „Puis-je vous conduire?“ (Darf ich Sie führen?) fragte er, und zwei braune Augen lachten freundlich hinter der Brille auf, während seine Hände uns einluden, mitzukommen. Wir waren froh, und auch er freute sich, uns helfen und französisch sprechen zu können. Er spricht er mit italienischem Akzent, die Lippen weich, behutsam tastend, um keine Fehler zu machen. Er ist Lehrer für Französisch in einer Schule. Wir kletterten noch nicht lange durch die einsame Straße, da kam die Rede auf St. Franziskus. Wenn er spricht, bleibt er stehen und führt die Finger an den Mund, als wollte er die Worte von den lächelnden Lippen pflücken. Er lächelte immerzu und erzählte mit soviel Freundlichkeit und aufrichtigem Entgegenkommen, wenn auch zunächst ein wenig unsicher, daß man uns für gute Bekannte halten könnte, die sich nach Jahren wiedersehen. Beiderseits ist das Vertrauen bald hergestellt. Die Gardinen werden beiseite gezogen. Wir öffnen ihm unser Haus, er läßt uns in seinem sehen.

Immer im Gespräch sind wir bis zum großen Markt hinaufgeklettert, wo in der Stille und Verlassenheit ein Brunnlein plätschert. Der junge Geistliche zeigt die Stelle, wo der Bettler den Mantel ausbreitete, so oft Franziskus vorbeiging. Deutlich sehe ich vor mir das Bild Giotto's. Im Hintergrund ein gotischer Palast, in der Mitte ein griechischer Tempel mit zierlichen Säulen, daneben ein eigenartiges Bau-

werk mit zwei Loggien, Palast und Tempel stehen da vor uns. Aber wie anders hat Giotto sie dargestellt. Und wieviel zierlicher und feiner, als sie wirklich sind. Seine Hintergründe sind für mich lebhaftiger geworden, lebhafter als Assisi selbst. Ich sage es meinem Freunde: „Wieder lächelt er, pflückt die Worte von den Lippen und meint: „Assisi ist wie ein Buch. Je weiter man darin liest, um so schöner wird es. Sie müßten in Assisi wohnen bleiben, müßten es sehen, wie es unter der sengenden Sonne in azurblauer Luft flimmert. Dann ist es weiß, und dann in der Dämmerstunde, wenn es zum Angelus läutet. Und frühmorgens, wenn die Bergnebel durch die Gassen streichen. Im Winter, wenn Schnee liegt und der Mond darauf scheint. Oder wenn alles in Blüte steht. Und dann das weite, fruchtbare Weintal unten und die blauen Berge in der Ferne und hinter und über der Stadt der Riesenhügel des Berges Subiaco. Dann hat Assisi Farbe und Atmosphäre. Da fühlt man die Seele Assisis. Sie werden Franziskus hier wandeln sehen, und auf jeder Mauer zeichnet sich der Schatten seiner Gebärde ab.“

Bei Worten, die so glühen von der Liebe zu dem Heiligen, schweigt man demütig. Wir gehen herunter zur Kirche der hl. Klara. Ein wuchtiges, aber nicht schwerfälliges Gebäude, rot und grau gestreift, mit einer Reihe mächtiger Stützbögen. Aus dem stillen Tal klingt der liebliche Gesang eines Vogels herauf. Der junge Geistliche erzählt, wie Franziskus zu Tränen gerührt den schönen Gesang einer Nachtigall beauschte und antwortete. Die Nachtigall und der Heilige sangen abwechselnd. Ihr Zweigesang zum Lobe Gottes dauerte, bis der Morgen den Schneegipfel rötete.

„Ein schöner Heiliger! Ein schöner Dichter!“ Es ist herrlich, durch die Straßen des stillen Assisi zu wandeln und sich von diesem bescheidenen Priester erzählen zu lassen, dessen Herz voll ist vom hl. Franz. Er zeigt uns sein Haus, das Tor, durch das er wanderte. Auch die Steine beginnen nun zu sprechen. Dieser junge Mensch ist wie ein sanftes Licht, das mit seinem Schimmer das verborgene Leuchten Assisis weckt. Wir lesen weiter in dem Buch und wirklich, es wird immer schöner.

Er begleitet uns zum Hotel zurück. Lange stehe ich noch am offenen Fenster, das Aussicht bietet auf das weite Tal. Am Horizont die Berge. Rechter Hand in der Ferne flimmern die Lichter von Perugia, das hoch auf einem Berge liegt. Durch die Blässe der Nacht, die übersät ist von unendlichen Sternen, schimmert der bleiche Lauf eines Flusses. Ringsum Stille. ... Die Nacht ist wie ein Gebet. Die Sterne leuchten wie ein Gebärde des heiligen Franz.

Felix Timmermanns  
Berechnigte Uebersetzung von Dr. Carl Jacobs (Essen)

# Arbeiten und den Frieden lieben



Wir wollen heute von der Arbeit sprechen. Von der Arbeit? Wer kennt sie nicht? Wohnt sie nicht Wand an Wand mit uns wie unsere Nöte und Sorgen? Ziehen wir sie nicht an jedem Morgen an wie ein Kleid und legen sie am Abend erst ab, wenn die Augen sich schließen? Wer glaubt nicht, sie zu kennen? Und wer kennt sie wirklich? Vielleicht meint er nur seine tägliche Verrichtung wenn er davon spricht, und das ist schon viel. Es ist der tragende Grund, auf dem wir uns einen und von dem wir gemeinsam abstoßen wollen. Denn wenn wir hier von der Arbeit sprechen, so meinen wir nicht so sehr ihren praktischen Ablauf oder ihren ökonomischen Zweck, wie etwa das Sprichwort sagt, daß wir arbeiten müssen um zu essen — wir wollen vielmehr von ihrem Wesen sprechen, von ihrem Sinn und Wert, von ihrer Notwendigkeit und ihrer Wirkung.

Wie alles im Leben doppelgesichtig ist, sein Ja hat und sein Nein, eine Schauseite hat und eine Kehrseite, und beides erst das Ganze ergibt, so ist es auch mit der Arbeit, wie der Mensch sie an sich gezogen hat in seinem Unmaß. Ich komme um vor Arbeit, sagt man wohl, ich ertrinke, ich erstickte darin, sie wächst mir über den Kopf. Und man sagt von ihr auch, sie habe einen vom Tode gerettet; ich wäre verkommen ohne Arbeit, sagt man, sie hat mir über einen Kummer, über einen Schmerz hinweggeholfen. Man haßt und man liebt sie, und dazwischen vertritt man sie in Demut, in Geduld, mit Freude und Widerwillen.

Was ist das für ein sonderbares Phänomen — Arbeit? Woher kommt sie? Was ist ihr Wesen? Arbeit ist das halbe Leben, heißt auch ein Sprichwort. Wir sagen, abgewandelt, Arbeit ist Leben. Wer zeigt uns das sinnfälliger als Goethe, der große, immer tätige Geist. „Das Bedürfnis meiner Natur zwingt mich zu einer mannigfaltigen Tätigkeit“, sagt er, „und ich würde in dem geringsten Dorf und auf einer wüsten Insel ebenso arbeiten müssen, nur um zu leben.“

Arbeiten ist Leben. Es bewirkt ein Freimachen und Umsetzen der Kräfte, die latent in uns schlummern, verborgen in ihren Höhlen wie gute und böse Drachen, und auf die Gelegenheit warten, sich zu äußern, hervorzubrechen. Sie können Geist und Leben zeugen und können verderben und töten. Sie sind unsere großen Machthaber im Dienste der Leidenschaft. Durch den Anspruch der Arbeit werden sie diszipliniert und geleitet. Gebunden in einen Dienst, werden sie zum brennenden Feuer der Energie, aus dem uns die Arbeit gedeiht.

Was aber treibt den Menschen an, sich zu regen, eine Arbeit, eine Tat aus sich herauszustellen? Ist es die Eitelkeit, der drängende Wunsch, sich betätigt zu sehen vor sich selbst und vor andern? Sagen zu können: Das hast du gemacht mit der Hand, mit dem Geist, also lebst du. Ist es nicht das Gleiche, was die Liebe zum großen Lebensfest macht, dieses, daß der andere sagt: du lebst, du bist es, ja, du bist mein Leben? Das Gleiche, was Zeugung und Geburt zur Erfüllung werden läßt? Zu fühlen: Ich bin. In diesem Augenblick fasse ich mich, mich Mensch, dieses inkommensurable Wesen.

Leugnen wir unsere Schwäche nicht, sie ist zugleich unsere Stärke. Wir, die wir neben die Natur getreten sind, haben solche Betätigung nötig, das Gefühl von Glück, das nichts anderes ist als eine kurze Übereinstimmung mit dem Leben. Der Sündenfall steht am Anfang der Menschengeschichte, und Prometheus, der das Feuer vom Himmel holte. Wir sind aus der heiligen Einfalt herausgetreten, und wie Adam den Boden grub und Eva in Schmerzen gebar, wie sie so als Menschen sich betätigten, mußten wir diesem Urpaare folgen müssen wir uns beweisen, wie sie, seitdem das weiche Fell der Natur uns nicht mehr umschließt. Aber die Heiligen, aber die Büsser? Ein Buddha vielleicht, der die Eitelkeit unserer Arbeit lehrt und in die Einfalt zurückgekehrt ist? Täuschen

sich nicht über sie und ihr Tun. Ist es höchste Betätigung nicht, den treibenden Kräfte eine Gegenkraft zu erzeugen? Aber wir sind Menschen des Abendlandes. Wir leben nicht, indem wir weise uns beschließen. Wir regen und bewegen uns, wir stellen unsere Kräfte durch die Arbeit in unseren Dienst und in den Dienst der Menschheit. Wir arbeiten und schaffen, was wir ansehen und anfühlen können. Wir machen



HEIMKEHRER / ZEICHNUNG VON ARTUR PARVUS

Nach Haus! Das eine Wort hielt stand in fremdem Land.

Von scharfem Stein, von hartem Leid, zerrissen mein Soldatenkleid.

Zerrissen alles, was da war, Man schnitt mir ab mein gutes Haar.

Nun bin ich in der Heimat Land — hab's nicht erkannt.

Von meinem Haus blieb eine Wand, wo unser Heider Hütte stand.

Somit nichts, das lebt, ich kann nicht schreien, Wer wird mein Helfer sein?

einen Tisch, einen Stuhl, ein Kleid, ein Gedicht. Unsere Finger sind tätig, Phantasie und Geist. Und wir sagen: das da, Tisch, Stuhl, Kleid, Gedicht, bin ich, sind ein Teil vom Ich, jenes unbegrifflichen Wesens. So befriedigt es uns, zu sehen, was wir gemacht haben, unser Wohlbefinden hängt vom erfüllten Tagewerk ab. Und so hat der Mensch auch Gott gesehen als tätigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, und der am sechsten Tage ansah das Werk seiner Hände, und siehe da, es war gut. Dieser alttestamentarische Gott konnte auch die Befriedigung nach der Schöpfung. Denn am siebenten Tage ruhte Gott von allen seinen Werken. Wann ruhen wir glücklicher als nach gotaner Arbeit? „Nach gotaner Arbeit ist gut ruhen.“ Es ist das Geheimnis des Gegensatzes das auch hier in uns kreist und das unser Leben ausmacht. Das Geheimnis, das schon mit der einfachsten Verrichtung, mit dem Atmen wunderbar in uns wirkt. Es ist das Auf und Ab, das Aus und Ein, Hoch und Tief alles Lebenden, das rhythmische Geheimnis des Meeres, des Monds und der Gestirne. Der stete Rhythmus der Arbeit regelt unseren Tag, er bringt Gesetzmäßigkeit und Gleichmaß, er ist ein Faktor der Ordnung in unserem Leben. So sind wir der Arbeit als innerer Lebensnotwendigkeit verpflichtet, sie strafft uns und entflammt uns mit Energie, — so hat sie ihren Wert in sich und auch ihren Lohn.

Und doch, wer hat nicht wenigstens einmal in seinem Leben der Freiheit des Landstrelchers nachgeträumt? Wer hätte nie gewünscht, ein Stück Knulp zu sein, dessen Glück an den Fußsohlen hängt. Der keine Pflicht kennt als die Pflicht des Wanderns und keine Arbeit außer der, zu leben? „... Andre haben Zweck und Ziele, mir genügt es schon, zu leben.“ Wen hätte das Wort des jungen Hesse nie betört?

Irgendwo auf einer paradiesischen Insel soll es glückliche Menschen geben, die ohne Arbeit leben. Sie ackern nicht, sie säen nicht. Mit vollen Armen weicht die Natur ihnen zu, was sie brauchen. Ein jeder lebt nur dem Tag und tut, was er mag. Dennoch muß auch ihr Paradies von dieser Welt sein, sie würden verkommen ohne Arbeit und Pflicht, und vielleicht sehen wir, die wir der Arbeit Sklaven geworden sind, in dem geringeren Maß schon das Nichts an Bindung und Pflicht.

Wir Sklaven der Arbeit? Darf das schwere Wort hier Raum haben und gehört es in unsere Betrachtung? Ueberschreiten wir damit nicht eine Grenze, die wir selbst uns gesetzt haben? Wir wollten vom Wesen der Arbeit sprechen, von ihrem reinen Begriff und stehen nun mitten in Realität und praktischer Wirkung. Das macht, wir hörten eine Frage von außen wie einen Vorwurf, und wir wollen uns ihr nicht verschließen. Arbeiten und nicht verzweifeln wäre auch ein Sprichwort, sagt ein imaginärer Frager. Und bestünde in Wirklichkeit — denn mit ihr habe er es zu tun — nicht ein bitteres Mißverhältnis zwischen Arbeit und Leben? Und habe dieses Mißverhältnis sich nicht vergrößert und tödlich ausgewaschen? Wir schweigen, und der Frager ist beruhigt darüber, uns nicht widersprechen zu hören. Und ermutigt durch unser Schweigen fragt er weiter, wann ein Ende abzusehen wäre der Sklaverei. Er braucht das harte Wort, das uns selber entschläpft ist, wie eine Herausforderung. Wann, fragt er, wird die Menschheit zum Ausgleich kommen zwischen Arbeit und Leben? Wenn das furchtbare Zauberwort, sagt er, nicht mehr heißt: Produktion zur Stärkung der Macht, wenn es heißen wird: Arbeiten zum Wohle der Menschheit?

Wir verneinen? Wir schüteln den Kopf, obwohl wir dir zustimmen, imaginärer Frager? Wir wollen uns nicht verführen lassen durch weite Gedanken, sagen wir, denn wir sind auf kurze Sicht gestellt. Wir wollen leben, und wir werden nur leben durch unsere Arbeit. Arbeit ist unser Zauberwort, gleichviel ob es böse ist oder gut. Uns kann es nicht böse sein. Arbeiten und den Frieden unwandelbar lieben. Vielleicht, daß in undenklichen Zeiten die Schmach einmal herabstritt aus ihrem Bild und unter uns manifest wird, daß wir Friede haben auf Erden und einer freien Menschheit freie Arbeit.

Hildegard Pieritz